

Zwei Dimensionen hat die Angelegenheit: das Vertrauen in seine eigenen Fähigkeiten und das Vertrauen in die Haltbarkeit der Konstrukte seiner Umgebung

# als Vertrauen Balanceakt

Wenn nichts mehr sicher scheint, was bleibt dann noch? Gedanken über ein hohes Gut

*Dr. Rebekka Reinhard ist Philosophin mit eigener Beratungspraxis in München und Autorin zahlreicher Bücher, darunter „Odysseus oder die Kunst des Irrs“*

**A**ls Christine de Pizan (1365–1429) drei Jahre alt war, wurde ihr Vater als Leibarzt und Hofastrologe von Karl V. nach Paris beordert. Bei Hofe durfte Christine goldbestickte Gewänder tragen, an Empfängen ausländischer Fürsten teilnehmen und in der königlichen Bibliothek schmökern. Dann starb Karl V.; Christines Vater verlor seine privilegierte Stellung. Als sie fünfundzwanzig war, verschied ihr Ehemann, und sie musste ihre Kinder allein versorgen. Sie vertraute darauf, ihre geistigen Fähigkeiten zu Geld machen zu können – und wurde eine der berühmtesten Philosophinnen ihrer Zeit.

Vertrauen in sich selbst und in andere kann das Leben viel einfacher, viel reicher machen. Das wissen wir natürlich. Trotzdem sind wir ständig am Zweifeln. Im Zweifel gilt für uns: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Anstatt vertrauensvoll in die Welt zu blicken, verwenden wir Unmengen von Energie darauf, Risiken auszuschalten. Wir prüfen, ob da, wo

„Bio“ draufsteht, auch wirklich „Bio“ drin ist. Wir verzichten auf Cholesterin und fahren nur noch mit Helm Fahrrad. Wir schließen Unfallversicherungen, Hausratversicherungen, Reiseversicherungen und Gebäudeversicherungen ab. Nur zur Sicherheit. Weil wir uns dann besser fühlen. So lange, bis ein neues, noch gar nicht bedachtes Risiko auftaucht.

In Zeiten der Euro-Krise, der drohenden Inflationsspirale, der immer möglichen Währungsreform gilt Vertrauen erst recht als riskante Vorleistung, die zu bringen mehr oder weniger irrsinnig ist. Was zur Folge hat, dass diese urmenschliche Fähigkeit zusehends verkümmert. Wie kann uns gelingen, was Christine de Pizan gelang, einer mittellos gewordenen, alleinerziehenden Frau in Zeiten des Hundertjährigen Krieges?

Wenn wir uns ständig den Kopf darüber zerbrechen, ob unser Job, unser Geld, unser Kind auch wirklich sicher sind, wenn wir ständig panisch alles googlen, was nicht niet- und nagelfest ist, erreichen wir jenen „Zustand zwischen Wissen und Nichtwissen“, wie der Philosoph und Soziologe Georg Simmel (1858–1918) das Vertrauen nannte, vermutlich nie. Was wir brauchen, ist Mut zum Vertrauen – Mut zum Risiko.

### Aneinander glauben

Genau darum geht es ja auch in unseren zwischenmenschlichen Beziehungen. Wenn wir jemandem unser Vertrauen schenken, riskieren wir nicht nur, verletzt zu werden – wir akzeptieren es sogar. Wir machen uns freiwillig angreifbar, weil wir zuversichtlich sind, dass uns der andere nichts Schlimmes antun wird (oder dass er, wenn er es doch tut, für Wiedergutmachung sorgt). Wir verzichten darauf, ihn zu überwachen, weil uns instinktiv klar ist, dass ein Zuviel an Wissen die gegenseitige Vertrauensbasis untergraben kann. „Ein Bündnis ist fester, wenn die Verbündeten (mehr) aneinander glauben als voneinander wissen“, so Friedrich Nietzsche (1844–1900) über die Qualität von Liebesbeziehungen.

Beweise, Garantien und Wahrscheinlichkeitsrechnungen sind die natürlichen Feinde des Vertrauens; Glaube, Liebe und Hoffnung seine Freunde. Echtes Vertrauen ist letztlich immer unbegründet – genau das macht es so wertvoll. Ohne es würden wir uns scheuen, wildfremden Handwerkern das Badezimmer zu überlassen oder unseren verspannten Nacken in die Hände eines Masseurs zu legen. Wir könnten auch nie ruhigen Gewissens davon ausgehen, dass unser Babysitter kein Kinderschänder ist. Vertrauen ist eine notwendige Voraussetzung dafür, dass wir trotz unserer mannigfaltigen Befürchtungen so erstaunlich viel aus unseren Beziehungen – und damit aus dem Leben überhaupt – machen können. „Alles, was Menschen wichtig ist, kann sich nur in einer Atmosphäre des Vertrauens entfalten“, schrieb die Moralphilosophin Sissela Bok (\*1934).

Der Sinn unseres Daseins besteht nicht darin, Misserfolge und Krisen zu vermeiden, sondern möglichst intensiv zu leben; so, als wäre jeder Tag der letzte – aber auch so, als wäre jeder der erste. Wie würde es sein, wenn jeder Tag unser erster wäre? Alles wäre fremd und staunenswert. Wir wären für alles offen, würden ebenso fasziniert wie vorurteilslos unsere Umgebung erkunden, uns aus dem Zustand des totalen Nichtwissens immer wieder neu herauschälen. Vor lauter Begeisterung über die unendlichen Wunder dieser Welt würden wir gar nicht erst auf die Idee kommen, ihr zu misstrauen. Wir wären auch weit davon entfernt, wegen eines vorübergehenden Unsicherheitsgefühls einen Coach aufzusuchen oder eine Versicherung abzuschließen. Stattdessen würden wir neugierig wie Kinder umherirren, ständig auf die Nase fallen und wieder aufstehen.

Ein gutes Leben haben wir, wenn wir uns aufmachen, zu entdecken, worin es besteht – nicht, indem wir krampfhaft versuchen, Unwägbarkeiten auszuschalten. Da das Leben per definitionem unwägbar ist, ist dies sowieso oft ein ziemlich fruchtloses Unterfangen. Es lohnt sich, der Welt neugierig und staunend zu begegnen – und darauf zu vertrauen, dass das, was da auf uns zukommt, oft nicht ganz so schlimm ist, wie es scheint.

*Rebekka Reinhard*